

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-03028-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Adam Haslett

Stellt euch vor, ich bin fort

Roman

Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Imagine me gone* bei Little, Brown and Company, New York.

1. Auflage Februar 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Imagine me gone Copyright © 2016 by Adam Haslett

Satz aus der Berthold Garamond

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 03028 5

Alec

Als ich aus der Hütte trat, blendete mich das Weiß. Der schneebedeckte Vorplatz gleißte im Sonnenlicht. Von den Eiszapfen am Dach des Schuppens tropfte Schmelzwasser. Die Tannen, die schwarz und reglos vor dem grauen Himmel gestanden hatten, wirkten im frischen Licht wieder lebendig, grün und feucht. Michael und ich hatten Fußabdrücke auf dem verschneiten Weg hinterlassen, und die lösten sich jetzt auf und zerschmolzen auf den Steinplatten zu Ovalen. Unter den Reifenspuren in der Einfahrt sah ich zum ersten Mal seit unserer Ankunft Kies. Wochenlang war es sehr kalt gewesen, doch jetzt, im Dezember, hatte Tauwetter eingesetzt. Ich wusste weder das Datum noch die Tageszeit, nur dass es bereits weit nach Mittag sein musste.

Auf der anderen Straßenseite stand der Pick-up des jungen Hummerfischers. Braunes Wasser rann von dem gefrorenen Schneematsch, der in den Radkästen klebte. Die rote Plane über dem Holzstoß schimmerte durch eine Haube aus schmelzendem Schnee. Weiter oben am Hang stieg Rauch aus dem Kamin seines kleinen weißen Holzhauses in den blauen Himmel.

Ich musste meine Schwester anrufen. Ich musste ihr sagen, was passiert war. Es waren bereits Stunden vergangen, und noch immer hatte ich mit niemandem gesprochen.

Ich schlug den Weg zum Dorf ein. Vorbei an den jetzt verschlossenen Sommerhäusern und den Alterssitzen pensionierter Ehepaare mit ihren verglasten Veranden und den Chintzvorhängen, hinter denen den ganzen Tag Licht brannte. In strenger Kälte war es ganz still gewesen auf diesem Weg, doch jetzt hörte ich den Bach, der durch den Wald und unter der Straße hindurch zum felsigen Strand floss. Ich hörte Möwenschreie und sogar das Wasser, das aus den Schneewächten rann. Jedes Rinnsal spülte getrocknetes Salz vom Asphalt.

Ich wollte Seths Stimme hören. Ich wollte hören, wie er seinen Tag beschrieb oder erzählte, was er zum Frühstück gegessen hatte, ich wollte hören, was er für die Zeit nach meiner Rückkehr für uns beide plante. Dann könnte ich ihm sagen, es sei vorbei, und wir könnten von nun an ohne Unterbrechungen zusammen sein. Aber auch ihn hatte ich nicht angerufen. Ich hatte mich nicht überwinden können.

Sobald ich es aussprach, würde es wahr sein.

Ich ging weiter, ohne Mütze oder Handschuhe, mit offenem Mantel, in der Sonne war mir beinahe warm. Meine Schwester drüben in San Francisco war bestimmt schon auf, mit der MUNI unterwegs ins Büro oder schon dort angekommen. Meine Mutter würde um diese Zeit Einkäufe machen, sich dann mit einer Freundin zum Mittagessen treffen oder das schöne Wetter für einen Spaziergang nutzen, und bestimmt stellte sie sich alles Mögliche vor, sorgte sich um Michael und mich hier oben in Maine und überlegte, wie lange sie wohl mit ihrem nächsten Anruf bei uns warten sollte.

An der Einmündung in die Hauptstraße, die zum Dorf führte, stand die alte Baptistenkirche. Die hohen Rechtecke der Buntglasfenster glühten rot und orangegelb, als würden sie von innen erleuchtet. Der Anblick des weißen, mit Holz verkleideten Turms vor der blendenden Helligkeit des Himmels war beinahe schmerzhaft. Ich fragte mich, ob der Hummerfischer und seine Frau hier zum Gottesdienst gingen. Ob er vielleicht als Kind mit seinem Vater oder Großvater hierhergekommen war. Ob er überhaupt zur Kirche ging.

Das Geräusch, das er beim Holzhacken in seiner Einfahrt gemacht hatte, war Michael auf die Nerven gegangen. Der langsame Rhythmus der Axthiebe hatte ihn vom Sofa zum Esszimmerfenster getrieben. Er hatte hinausgesehen und Verwünschungen gemurmelt.

Warum konnte es das nicht wieder tun?, dachte ich im Wachtraum dieses unwirklichen Augenblicks, in dem ich der Einzige war, der es wusste. Warum konnte das Geräusch Michael nicht noch einmal hochfahren lassen? Ihn nerven, ihm ins Ohr stechen? Warum nicht? Was für ein Mensch war ich, wenn ich nicht wenigstens versuchte, ihn zurückzuholen?

Ich kehrte um und ging mit raschen Schritten den Weg zurück, den ich gekommen war, an der Straße entlang, die hinunter zum Strand führte, und dann auf die kleine Anhöhe, getrieben von der Möglichkeit, den Tag aufs Neue zu beginnen.

Zunächst dachte ich, dass mein Kopf mir einen Streich spielte, als ich um die Kurve bog und den Hummerfischer – er war nur ein paar Jahre jünger als ich – mit Carhartt-Jacke und Baseballmütze aus seinem Haus treten sah. Ich begann zu laufen, denn ich dachte, er würde wegfahren, wenn ich ihn nicht rechtzeitig erreichte, doch er blieb in seiner Einfahrt stehen und sah mir entgegen. Als ich am Pick-up stand, musste ich mich kurz an der Heckklappe festhalten.

Wir waren seit einem Monat hier, aber weder Michael noch ich hatten ein Wort mit ihm gewechselt.

Einen Augenblick standen wir da und sahen einander an. Seine Arme hingen herab. Sein bärtiges Gesicht war seltsam unbewegt.

«Kann ich Ihnen helfen?», sagte er langsam und misstrauisch, in einem Ton, der die Frage wie eine Art Drohung klingen ließ.

Ich wies mit dem Kopf auf die Hütte. «Ich wohne da drüben.»

«Ja», sagte er, «ich hab Sie beide gesehen.»

Komm her, wollte ich sagen. Ich wollte ihn schlagen. Oder ihm in die Arme sinken.

«Es ist was passiert», sagte ich laut, zum ersten Mal. «Mit meinem Bruder.»

Näher. Bitte komm näher. Doch er blieb stehen und sah mich mit zusammengekniffenen Augen an, unschlüssig, was von der Sache und von mir zu halten war.

Michael

Hallo. Hier ist der Anrufbeantworter von Dr. Walter Benjamin. Ich bin im Augenblick nicht zu erreichen. Wenn Sie ein Patient sind, hinterlassen Sie bitte Ihren Namen, eine kurze Nachricht und Ihre Telefonnummer, auch wenn Sie glauben, dass ich sie bereits habe, denn sie ist vielleicht gerade nicht greifbar. Ich werde Sie so bald wie möglich zurückrufen. Bitte beachten Sie, dass ich freitags, samstags, sonntags, montags, dienstags, mittwochs und donnerstags nicht in meiner Praxis bin und dass alle an den genannten Tagen hinterlassenen Nachrichten am darauf folgenden Montag beantwortet werden.

Wenn es sich um einen Notfall handelt und Sie zufällig mit Ihrem jüngeren Bruder Urlaub machen, in der Hoffnung, Sie könnten die Augen endlich von dem losreißen, was Sie schon Ihr Leben lang brütend betrachtet haben, stattdessen aber feststellen, dass ein Sturm vom Paradies herangebraust und unter Ihre Schwingen gefahren ist, sodass Sie vor sich nichts als die aufgetürmten Trümmer der Vergangenheit sehen, eine einzige große Katastrophe ohne jede Zukunft, dann legen Sie bitte auf und setzen Sie sich mit meinem Auftragsdienst in Verbindung.

Wenn es aber um ein weiteres Rezept für ein überlebenswichtiges Medikament geht und Sie befürchten, Ihre Bitte könnte mich nicht rechtzeitig erreichen, es daher also sein könnte, dass die Worte, die Sie auf diesen Anrufbeantworter sprechen, Ihre letzten sind, dann seien Sie versichert, Sie haben sich wirklich sehr bemüht und Ihre Familie so sehr geliebt, wie Sie konnten.

I

Margaret

Natürlich werden wir in dem Durcheinander was vergessen. Ich konnte gestern nicht viel packen, weil ich mit Alec zum Arzt gefahren bin, der ihm die Fäden gezogen hat, und dann habe ich Kelsey zum Tierarzt gebracht und schließlich noch Proviant eingekauft. Aber ich habe getan, was ich konnte, und als John abends von der Arbeit kam, hat er wenigstens Alec und Celia geholfen, die Bücher auszusuchen, die sie mitnehmen wollen. Wir brechen um Punkt halb neun auf, komme, was da wolle. John schärft es den Kindern ein. Wie alles, was er mit ihnen tut, verwandelt er auch dies in ein Spiel: Wer auch nur eine Minute zu spät kommt, bleibt hier, und wir werden auf keinen Fall umkehren und ihn holen! Wenn er durch das Haus stapft und ruft: Aufbruch!, werden sie nach dem Nächstbesten greifen und, in der Annahme, dass ich mich um den Rest schon kümmern werde, zum Wagen rennen und sich um die Plätze auf der Rückbank und den Notsitz streiten: Michael und Celia werden in ihrem unentschiedenen Krieg eine neue Front eröffnen, und Alec wird hinterherrennen, seiner nächsten Niederlage entgegen. Wenn sie ihn ausschließen, quengelt er, um ihnen den Spaß zu verderben. Jeder Aufbruch befeuert ihre Ängste und Bedürfnisse, und dieser am meisten: Sommerferien - zwei Wochen in Maine, am Meer, in einem geliebten Haus.

Die Babysitterin hat sich bereit erklärt, die Kaninchen, das Meerschweinchen und den Vogel zu füttern, ja sogar Michaels Schlange, für die sie aufgetaute Mäuse von einem langen Stock baumeln lassen muss. Von der ganzen Menagerie kommt nur Kelsey mit, die Unruhestifterin, über der die Kinder allen Spott und alle Liebe ausgießen. Sie ist ihr ungezogenes Maskottchen, eine Promenadenmischung, die durch Fliegengitter pflügt und auf Betten schießt, aber ich sehe sie mit ihren Augen, und darum liebe ich sie.

Für die lange Fahrt packe ich Überraschungsboxen, die sie aber erst bekommen, wenn wir die Hälfte der Strecke hinter uns haben – so können sie sich auf etwas freuen, und ich habe, wenn alles verteilt ist, eine halbe Stunde Ruhe. Es sind Nummernschildspiele darin, Erdnüsse, Orangen, ein kleines Legoset für Alec, ein Buch für Celia und eine Musikzeitschrift für Michael. Ich muss alles fertig haben, bevor sie herunterkommen, sonst ist die Überraschung verdorben. Und tatsächlich schaffe ich es, einen Augenblick bevor Alec in die Küche kommt und fragt, was es zum Frühstück gibt.

Ihm auf dem Fuß folgt Michael, der den kleinen Bruder am Oberarm packt, zudrückt, bis Alec schreit, er soll aufhören, und sagt: «Mom ist im Abreisemodus, und das heißt, dass Dad heute Frühstück macht, und weil er nichts anderes kann als Wiener Eier, gibt's heute Wiener Eier, du Wichtel.»

Michael und Celia behandeln Alec, als stünde er auf einer ähnlichen Evolutionsstufe wie Kelsey: Geschickt angestachelt, ist er von verlässlichem Unterhaltungswert.

«Das hat weh getan», sagt Alec und hält sich den Arm, aber Michael hört nicht hin. Er geht zum Radio und dreht am Frequenzknopf, jagt durch Nachrichten, Streichmusik, gebrüllte Reklame, Dolly Parton und Rockballaden, die ganze Skala drei- oder viermal rauf und runter, und entscheidet sich schließlich für ein Disco-Stück. Disco ist in letzter Zeit seine Lieblingsmusik.

«Bitte», sage ich, «jetzt nicht.»

«Aber wir können diesen Barockkram nicht mehr hören. Es ist so *enervierend*. Wir brauchen einen Beat.»

Woher hat ein Zwölfjähriger ein Wort wie «enervierend»? Bestimmt aus einem seiner Romane. Fasziniert von seinem Klang, wird er es ungefähr eine Woche lang benutzen und sich dann dem nächsten zuwenden. Er probiert seine Entdeckungen am Abendbrottisch aus, meist an Alec,

dem mit seinen sieben Jahren gar nichts anderes übrig bleibt, als die niedrigen Erwartungen seines großen Bruders zu bestätigen. «Ich finde, du hast uns jetzt lange genug belustigt», hat Michael neulich Abend gesagt, als Alec erzählen wollte, wie die verschiedenen Mannschaften beim Sportfest in der Schule abgeschnitten hatten. Er wartete ein, zwei diplomatische Sekunden, bevor er John und mir einen verstohlenen Blick zuwarf, um zu sehen, wie wir auf sein Bonmot reagieren würden. Alec erzählte weiter vom Sackhüpfen, bis Michael ihn noch einmal in den Arm knuffte.

«Jetzt nicht», wiederhole ich, und so stellt er wieder das ein, was Robert J. Lurtsema bei WGBH für diesen Morgen ausgesucht hat, öffnet die Fliegentür, um die erwartungsvoll schwanzwedelnde Kelsey rauszulassen, und folgt ihr nach draußen.

Die Sonne ist schon vor zwei Stunden aufgegangen – um 5 Uhr 17, eine Minute später als gestern – und steht hoch über den Tannenwipfeln. Spatzen und Finken flattern in dem viereckigen Vogelbad, das schräg in meinem Ringelblumenbeet steht. Es ist ein ziemlich hässliches Ding aus grobem Beton, und im Winter sieht es unter seiner schiefen Schneemütze recht verloren aus, aber heute Morgen, mit den im glitzernden Wasser planschenden Vögeln, fügt es sich harmonisch in die allgemeine Heruntergekommenheit ein – da ist die Scheune mit dem halb eingestürzten Dach, unter dem die Kinder, wie wir sie ständig erinnern müssen, nicht spielen dürfen, und dort die gemauerte, sacht bröckelnde Veranda, wo meine Ackerwinden am Fallrohr emporranken. Die Blütenblätter rings um die gelben Staubfäden sind zerknittert wie Leinen.

Kelsey ist in den Wald gerannt – das kostet uns noch mal fünfzehn Minuten –, aber Michael ist nicht mitgegangen, sondern beim Kombi geblieben. Er steht auf der hinteren Stoßstange, hält sich am Dachgepäckträger fest und lässt

den Wagen wippen, als wäre der ein Tier, das er so zum Laufen bringen könnte.

John erscheint in einer seiner flotten Sommeraufmachungen - Bermudas, Webgürtel, blaues Polohemd -, gerüstet für unsere nautischen Abenteuer. Die Kinder interessiert es nicht, dass das Haus auf dem Festland, das Haus auf der Insel und auch das Boot, mit dem wir zwischen den beiden hin und her fahren werden, nur geliehen sind von einem von Johns Partnern und dass wir es uns sonst niemals leisten könnten, zwei Wochen lang eine hundert Morgen große Insel ganz für uns allein zu haben. Mich interessiert es meistens auch nicht - es ist ein schönes Geschenk, das man uns drei Jahre hintereinander gemacht hat, ein Ort, den ich lieb gewonnen habe. Aber immer erst in letzter Minute zu erfahren, ob wir wieder dorthin können, erinnert mich auch daran, wie provisorisch, wie improvisiert unser Leben hier ist.

Dies ist weder die Stadt noch das Land, wo wir leben sollten, und bestimmt nicht der Ort, an dem wir unsere Kinder zur Schule schicken wollten. Wir hatten in London gewohnt und Michael und Celia aus gutem Grund dort bekommen: weil es Johns Heimat war. Und dorthin will er wieder zurück. Dass wir schon so lange hier leben, ist eigentlich eine Art Versehen. Er wurde als Berater nach Boston geschickt, für acht Monate, wie es anfangs hieß, und so haben wir das Haus in Samoset gemietet - in derselben Straße, in der auch meine Mutter wohnt, in demselben Städtchen, in dem wir die Sommerferien verbrachten, bis sie nach dem Tod meines Vaters ganz hierhergezogen ist -, ein Haus, das, wie sich herausgestellt hat, vor vielen Jahren, als die ganze Familie in dieser Gegend lebte, von einem meiner Vorfahren, einem Zimmermann, gebaut worden ist.

Dann machte Johns Firma in London Pleite. Und wir waren hier. Viel Platz zum Spielen für die Kinder, die Großmutter keine drei Minuten entfernt, was seine Vorzüge hat.

Also hat John sich nach einer befristeten Stelle umgesehen, und unsere Möbel sind in einem Lager in England geblieben. Er hat eine Stelle gefunden, und dann noch eine und schließlich eine potenzielle Dauerstellung in diesem neuen Geschäftsbereich Risikokapital, und so haben wir das Leben, das wir uns ausgemalt hatten – urban, mit Johns Freunden und vielen Partys –, Jahr um Jahr aufgeschoben, seit acht Jahren inzwischen, immer in der Annahme, dass wir eines Tages zurückkehren werden, irgendwann, in einer unbestimmten Zukunft. Manchmal habe ich das Gefühl, in der Luft zu hängen. Aber meistens, wie heute Morgen, wenn die Sonne scheint und die Kinder glücklich sind, will ich nicht allzu viel darüber nachdenken.

Am Steuer trägt John die Schildpattsonnenbrille, die seinen Sommerlook abrundet. Wenn er guter Stimmung ist, kann er sehr großzügig sein, ein vollendeter Entertainer. In seinen sonnigen Phasen ist sein Charme unerschöpflich. Er findet Ellington besser als Coltrane, Sinatra besser als Simon and Garfunkel; er tanzt gern durchs Wohnzimmer, wenn die Kinder schlafen, und tastet sich morgens im Bett an mich heran; er weiß, dass er nie aufhören wird, zu arbeiten und Geld zu verdienen, denn seine Ideen für neue Unternehmen sind erstklassig, und er hat so viele – es ist eine ganz einfache Rechnung. Und ich muss sagen, in letzter Zeit geht es ihm gut; das Glas läuft nicht gerade über, ist aber mehr als halb voll. Er arbeitet beständig und kommt abends noch rechtzeitig, um mit uns zu essen und die Kinder zu sehen, samstags und sonntags spielt er mit ihnen im Garten, mäht Streifen in die Wiese, damit sie dort mit ihren Fahrrädern fahren können, und hackt im Wald Pfade durchs Unterholz – und das ist gut, wirklich, wenn auch ganz anders als die Gin-Partys im Haus an der Slaidburn Street, unweit der King's Road, und seine funkelnden Augen und seine gutgekleideten Freunde und so vieles andere aus jener Zeit in London vor unserer Hochzeit.

Damals kannte ich ihn auf eine naive Art. Man hatte ihn nicht dazu erzogen, Verständnis zu erwarten, wie man es heutzutage in einer Beziehung voraussetzt. Er ist in einer alten Welt aufgewachsen, wo Charakter eine Frage der Form war und der Manieren. Die Ehe gehörte zu den Formen, die man wahrte, und Emotionen spielten keine große Rolle. Was nicht heißen soll, dass er mich nicht liebt. Er ist dabei nur sehr britisch. Ich glaube, als wir uns kennenlernten, wurde ihm bewusst, dass er durch mich vielleicht dieser Welt entfliehen könnte, wenn auch nur teilweise, im Privaten. In seinen Augen zeigte ich jene amerikanische Offenheit, die er so bewundert, dabei war ich in Wirklichkeit nach London gekommen, um meiner alten Welt mit ihren Debütantinnenbällen und den Hausmüttern des Smith College zu entfliehen. Wir trafen uns sozusagen in der Mitte.

«Wenigstens sprechen wir alle Englisch.» Das sagte seine Mutter bei unserem ersten Abendessen zu niemand Bestimmtem, als ich sie in dem Vorort von Southampton, wo sie wohnten, besuchte. Offenbar fand sie meinen Akzent weniger entsetzlich als befürchtet. Sein Vater hatte neben dem Haus ein Putting Green angelegt, wo er die meisten Nachmittage verbrachte, bis er zum Abendessen hereinkam, das er am liebsten schweigend einnahm. Beim Frühstück standen eine Teekanne mit Wärmehaube und ein Gestell mit kaltem Toast auf dem Tisch, zum sonntäglichen Mittagessen gab es kaltes Lammfleisch mit Minzsoße, und am Abend wurde ich gefragt, ob ich zu baden wünschte. John war und ist der Liebling seiner Mutter, er ist ihr Ältester, der in Oxford studiert hat, in die Wirtschaft gegangen ist, gute Anzüge trägt und versteht, dass man alles auf eine richtige und eine falsche Weise tun kann. Und all das streicht er in ihrer Gegenwart heraus, eifrig bemüht, dem Bild zu entsprechen, das sie von ihm hat.

Ich hatte einen Job in einer Vorortbücherei. Frühmorgens stand ich auf und fuhr mit dem Zug nach Walton-on-

Thames und dann mit dem Bus die High Street hinunter bis zu der viktorianischen Backsteinfestung, in der ich den ganzen Tag Bücher stempelte und in Regale einsortierte. Abends dann wieder zurück in die Stadt, in halbleeren Zügen und gegen den Strom der anderen Pendler.

Vor ein paar Monaten habe ich *Heere aus der Nacht* von Norman Mailer gelesen, und es hat mir vor Augen geführt, was ich verpasst habe, weil ich während des größten Teils der sechziger Jahre nicht in Amerika war. Ich hatte zwar von den gewaltsamen Protesten gelesen, und Freunde hatten mir davon erzählt, aber es war immer etwas Fernes. Eine Passage aus dem Buch ist mir besonders in Erinnerung geblieben: Als nach flammenden Reden und dem Handgemeine vor dem Pentagon alle verhaftet sind und schweigend im Dunkeln mit Bussen nach Virginia geschafft werden, bemerkt Mailer, dass Amerikaner Erinnerungen mit Bewegung verknüpfen. Er hätte statt «Amerikaner» ebenso gut «Menschen» schreiben können, aber wie auch immer - es leuchtete mir ein. Wenn man Erinnerung nicht bloß als Rückblick auffasst, sondern als Bewusstsein für die Zeit und ihr Verstreichen, als ein Gespür dafür, wie Zeit vergeht, dann kann Bewegung etwas sein, das Erinnerungen weckt. Unser Geist gaukelt uns vor, durch Fortbewegung im Raum werde Zeit sichtbar. Was mich zu dem Gedanken führt, dass die unnatürliche Geschwindigkeit von Autos und Flugzeugen vielleicht tatsächlich Nostalgie hervorruft. Die einfachste Methode, das seltsame Verstreichen der Zeit auszublenden, besteht darin, sie an einem Ort zu fixieren, sie auf Denkmäler und Topfpflanzen herunterzuregeln.

So sind, zum Beispiel, meine Fahrten von Surrey nach London in halbleeren Zügen - frühabends, im Winter bereits im Dunkeln, sodass ich die Passagiere auf der anderen Seite des Mittelgangs im Fenster gespiegelt sah - eine fixe Erinnerung, die mir anstelle weit konkreterer Mo-

mente geblieben ist, Momente, in denen ich mich sehr nach John sehnte und wünschte, dass die Phase der Brautwerbung endlich vorbei wäre, damit wir zusammenleben und einander jeden Abend sehen könnten.

Oder all die anderen Dinge, die mir jetzt im Wagen einfallen, nachdem ich die Überraschungsboxen verteilt habe und die Ungeduld der Kinder für eine Weile nachgelassen hat. Die Fenster sind heruntergekurbelt, und salzige Luft umströmt uns. Ich erinnere mich an eine laute, überfüllte Party in der Wohnung, die John sich mit ein paar Freunden teilte, alle Gäste in Kleid oder Anzug, und mit einem Mal standen Feuerwehrgewerkschaften vor dem Haus, und wir mussten mit schwappenden Gläsern vier Etagen hinunter auf die Straße laufen, und John rannte wieder rauf, um sein Jackett zu holen, für den Fall, dass Reporter erschienen, um über die Feuersbrunst zu berichten - ein Spaß, damit die gute Stimmung sich auf dem Bürgersteig nicht verflüchtigte, und es funktionierte tatsächlich: Das Gelächter dauerte an, bis der Alarm aufgehoben wurde und wir wieder hinaufgingen und weitertranken.

Anfangs küsste er mich geradezu feierlich. Er war so nervös, wie er es vor seinen Freunden nie war; in ihrer Gesellschaft waren Worte die einzige gültige Währung. Ich fand den Kontrast ungeheuer verführerisch. Die amerikanischen Männer, mit denen ich auf dem College oder direkt danach zusammen gewesen war, verströmten im Bett dieselbe Selbstsicherheit, die schon in Gesellschaft etwas aufgesetzt wirkte. John wollte vielleicht ebenso lässig sein, aber es gelang ihm nicht bei mir. Was ich immer als eine Art Kompliment aufgefasst habe. Und als wäre er sich im Dunkeln untreu geworden, war er am nächsten Tag umso galanter, stand mit einem geliehenen Wagen und einem Picknickkorb vor meiner Tür und fuhr mit mir aufs Land, wo er, auch wenn weit und breit keine Menschenseele zu sehen war, nicht einmal versuchte, mich zu berühren, als wollte er

damit seine Charakterstärke beweisen. Ich sah ihm dabei zu und verliebte mich in ihn. Der scharfe Kontrast zwischen seinem *savoir-faire* und den wortlosen, schwer atmenden Umarmungen, wenn wir allein waren, hatte, wie ich wusste, auch damit zu tun, dass er mich nicht so leicht einschätzen konnte wie eine Engländerin. Umgekehrt musste ich mich fragen, ob er sich vielleicht hauptsächlich zu mir hingezogen fühlte, weil ich von außen in seine Welt getreten war. Das machte mich skeptisch, und ich suchte in seinen Worten und Taten nach Anzeichen dafür, dass es an mir außer meiner Fremdheit noch etwas gab, was er bemerkte und schätzte.

Durch all das blieb anfangs eine Ahnung von Geheimnis zwischen uns bestehen. Die Spannung, nicht zu wissen, aber wissen zu wollen. Man sollte meinen, nach siebzehn Jahren, drei Kindern und einem Umzug von London in eine Kleinstadt in Massachusetts müsste jedes Geheimnis tot und begraben sein, wären die zarten Anfänge der Liebe längst dem Alltag gewichen. Und in vielerlei Hinsicht stimmt das auch. Er bezaubert mich nicht mehr. Ich sehe, wie er andere bezaubert und dass in diesem Land oft sein Akzent schon ausreicht, um Menschen zu unterhalten und zu umgarnen. Das lässt im Verlauf einer Ehe natürlich nach. Ich bin für ihn keine Ausflucht mehr, jedenfalls nicht in dem einfachen Sinn einer Abwechslung vom Vertrauten. Wir streiten miteinander. Wir sind verschiedener Meinung. Er verwöhnt die Kinder, um sich bei ihnen beliebt zu machen, und hebt meine Verbote auf, sodass ich allein als Buhmann dastehe. Es ärgert mich, dass ich nicht weiß, ob oder wann er beschließen wird, es sei an der Zeit, nach England zurückzukehren, und es ärgert mich, dass alles von seiner Arbeit abhängt. Nicht immer, und ich gebe ihm auch nicht die ganze Schuld, aber wenn die Frage mich beschäftigt, halte ich nicht den Mund. Zum Beispiel, wenn ich in der Garage meiner Mutter nach Kommoden oder Beistelltischen

suchen muss, weil die Möbel, die wir nach unserer Hochzeit angeschafft haben, auf der anderen Seite des Atlantiks eingelagert sind und er sie nicht schicken lassen will, denn es könnte ja sein, dass wir bald zurückkehren.

Und doch bleibt etwas Geheimnisvolles zwischen uns. Ich will damit sagen: Wir kennen einander noch nicht ganz, wir entdecken einander noch immer, und weil wir nicht mehr am Anfang sind, steht hinter diesem Wunsch nicht stets, ja nicht einmal meistens, ein romantisches Sehnen – das Nichtwissen, das Wissenwollen –, sondern ein Verlangen. Es gibt Zeiten, da denke ich, dass dieses Verlangen vielleicht ein bisschen einseitig ist, dass er alles von mir weiß, was er wissen will, und nur ich allein noch versuche, seine Worte und Taten zu entschlüsseln, und das kann dann eine Quelle des Ärgers sein.

Was immer es ist – es hat nichts mit Nationalitäten zu tun, ebenso wenig wie mit unseren Familien. All das ist nur schon zu Beginn unserer Beziehung an seine Stelle getreten, ohne dass es mir bewusst geworden wäre. Jedenfalls nicht bis zu der Episode kurz vor unserer Hochzeit.

Im Herbst 63, nach unserer Verlobung, spürte ich, dass ihm bei der Arbeit etwas zusetzte, denn wenn wir zusammen waren, wirkte er abwesender und sprach weniger als sonst. Ich kannte niemanden, der so schnell reden konnte wie er (das heißt, bis Michael zu sprechen anfang), und in der richtigen Stimmung konnte ich mich einfach zurücklehnen und zuhören, wenn er sich über Harold Macmillans Selbstgefälligkeit oder die neuesten Nachrichten in der Profumo-Affäre ausließ, wenn er und seine Freunde einander ins Wort fielen und durcheinanderredeten, geistreich und witzig und mit gutbefeuchteten Kehlen. Ich dachte an Freundinnen, die noch während ihres Studiums Männer geheiratet hatten, die genauso waren wie ihre Väter und jetzt auf eine Karriere an der Wall Street oder in einer Anwaltskanzlei zusteuerten, Freundinnen, die bereits drei-

oder vierjährige Kinder hatten, und dann dachte ich: Gott sei Dank bin ich kein Püppchen in dem Haus, das meine Mutter sich ausgemalt hat. Ich bin entkommen. Ich bin weit weg.

Aber in jenem Oktober begann Johns Uhr langsamer zu ticken. Anfangs war es nicht dramatisch. Er sprach nicht viel über seine Arbeit, aber in meiner Vorstellung war er dort irgendeinem Druck ausgesetzt, der ihn so zermürbte, dass er keine große Lust hatte, die Abende mit Freunden zu verbringen. Er wirkte niedergeschlagen, mehr nicht. Macmillans Rücktritt war ein Ereignis, das er normalerweise verfolgt und ausführlich kommentiert hätte, doch er zeigte kaum Interesse. Erst an dem Abend, an dem Kennedy erschossen wurde – in England war es Abend –, sagte ich mir, es müsse etwas Ernsteres sein, denn als ich in Tränen aufgelöst zu ihm gekommen war, hatte er mich zwar in die Arme genommen, sich mit mir auf das Sofa gesetzt und versucht, mich zu trösten, aber irgendwie hatte ich den Eindruck, als wäre die Nachricht gar nicht richtig zu ihm durchgedrungen. Ich hatte nicht erwartet, dass er weinte – Kennedy war schließlich nicht sein Präsident –, aber es war, als hätte ich ihm erzählt, ein entfernter Onkel sei gestorben, sodass der Anstand ihm gebot, mir tröstend auf die Schulter zu klopfen. Es war sonderbar.

Drei Wochen später fuhr ich zum Weihnachtsfest mit dem Schiff zurück nach New York. Ich würde knapp einen Monat bleiben. Wir schrieben uns mehrmals wöchentlich, über Alltägliches, aber auch viele verliebte Zeilen. Es gab ein paar besonders glühende Briefe, in denen er Worte für seine Liebe fand, wie er sie nie zuvor ausgesprochen oder geschrieben hatte.

Als ich gleich nach meiner Rückkehr bei ihm anrief und sein Mitbewohner mir sagte, John sei im Krankenhaus, verstand ich erst gar nichts.

«Hat er einen Unfall gehabt?», fragte ich.

«Nein», sagte er. «Vielleicht sollten Sie seine Eltern anrufen.»

Das tat ich sofort. Seine Mutter sagte kaum ein Wort und reichte den Hörer an ihren Mann weiter. «Ja», sagte der. «Wir hatten eigentlich gehofft, das wäre endlich vorbei. Seine Mutter findet es höchst unerfreulich.»

Ich war nicht im mindesten vorbereitet. John saß in einer Art riesigem Wartesaal, der mit Sitzgruppen und niedrigen Tischen bestückt war. Die anderen Wartenden waren allesamt Männer; sie lasen Zeitung, spielten Karten oder starrten durch die trüben Fenster. Aus seinem Gesicht war die Lebenskraft derart gewichen, dass ich ihn kaum erkannte. Hätten sich seine Augen nicht bewegt, dann hätte ich gedacht, er sei tot.

Alle Fenster gingen nach Norden, und die Rollos waren halb zugezogen. Es erschien mir sinnlos, in dieser trüben, niederdrückenden Atmosphäre zu bleiben, und so sagte ich: «Lass uns einen Spaziergang machen.» Ich musste raus, zurück in die Realität, und ich würde ihn mitnehmen.

Ganz so einfach war es nicht. Er wurde nicht zum ersten Mal stationär behandelt. In seinem zweiten Studienjahr in Oxford hatte er ein Semester ausfallen lassen müssen. Seither, seit beinahe zehn Jahren, war es ihm gutgegangen. Er war der Mann gewesen, den ich kannte. Jetzt war er völlig verändert und sprach kaum ein Wort. Er hielt meine Hand, als wir durch den Hydepark gingen, ein Gespenst in Gestalt von John.

Er sagte, er müsse sich ausruhen. Er sei müde, sonst nichts. Aber ich wusste, das konnte nicht sein, das war nur die halbe Wahrheit. Als aufdringliche Amerikanerin wollte ich mit dem behandelnden Arzt sprechen. Man war überrascht, aber - «Nun gut» - ich bekam einen Termin.

Ich erinnere mich an eine blau karierte Strickjacke, eine eckige Brille und dichtes, schwarzes, mit Pomade zurückgekämmtes Haar. Ich konnte nicht erkennen, ob es sich

bei dem Raum, in dem wir miteinander sprachen, um seine Praxis oder um irgendein Sprechzimmer außerhalb der Station handelte. Die Bücher in den Regalen standen bunt durcheinander, und an den Wänden hingen keine Urkunden. Doch er schien sich ganz zu Hause zu fühlen, er bot mir eine Zigarette an und bat mich, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Dann setzte er sich mir gegenüber und widmete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der Glut seiner Zigarette, die er immer wieder am Rand des meergrünen Aschenbechers in dem stumpf angelaufenen Messingständer abstreifte.

«Es geht ihm den Umständen entsprechend gut», sagte er, sah mit einem leichten Kopfnicken auf und hoffte vielleicht, das würde schon reichen.

«Aber warum ist er hier? Können Sie mir das sagen?»

«Wie lange sind Sie beide schon zusammen?»

«Eineinhalb Jahre.»

Er dachte einen Augenblick nach, als müsse er sich für eine Vorgehensweise entscheiden.

«Es besteht ein Ungleichgewicht», sagte er schließlich, schlug die Beine übereinander und legte die Hand mit der Zigarette aufs Knie. Er trug eine Flanellhose mit Umschlag und braune Schuhe mit Lochmuster. Er war sicher doppelt so alt wie ich. Das Fehlen eines weißen Kittels und sein langsamer, bedächtiger Ton ließen ihn eher wie einen Professor als wie einen Arzt wirken.

«Man könnte sagen, sein Geist schließt sich ab und fällt in eine Art Winterschlaf. Er braucht Ruhe. Von Zeit zu Zeit muss er ein bisschen wach gerüttelt werden, wozu aber im Augenblick vielleicht keine Notwendigkeit besteht. Wir haben die Möglichkeit, falls es nötig werden sollte.»

«Das ist nicht das erste Mal?»

«Nein, das muss auch früher schon vorgekommen sein.»

«Und das heißt, dass es wieder passieren wird?»

«Schwer zu sagen. Es wäre möglich. Aber man kann es nicht voraussagen. Stabile Verhältnisse, eine Familie – das kann helfen.»

Ich glaube, das war der Augenblick, wo ich den Tränen am nächsten war. Ich hatte mit niemandem darüber gesprochen, es allenfalls erwähnt und gleich versichert, dass alles in Ordnung sei. Aber in diesem Zimmer, im Gespräch mit diesem Mann, dessen englische Liebenswürdigkeit etwas in mir aufschloss, überfielen mich plötzlich Angst und Heimweh, und wahrscheinlich weinte ich ein bisschen. «Wir wollten im Frühjahr heiraten», sagte ich.

Wieder strich er die Glut am Rand des Aschenbechers ab, er schlug die Beine ganz langsam andersherum übereinander, wobei Schultern und Kopf vollkommen unbewegt blieben. Er bedachte das, was ich gesagt hatte, so lange, dass ich mich fragte, ob er mich gehört hatte. Schließlich sah er mich gütig an und sagte: «Wenn das so ist, nehme ich an, dass Sie ihn lieben.»

Ich nickte.

«Dann ist ja alles, wie es sein sollte», sagte er.

Ich fuhr jeden Nachmittag nach Lambeth, und dann gingen wir spazieren, auch wenn es regnete. Das Licht in dem Besucherraum konnte einen regelrecht krank machen. Den Arzt sah ich nie wieder. Es war schwierig, an Informationen zu kommen. Fragen wurden als unpassend erachtet. Ein paar Jahre später, nach der Geburt von Michael in St. Thomas, war es dasselbe: Alle waren überaus freundlich, gaben aber nur nichtssagende Floskeln von sich.

John blieb einen Monat auf der Station. Sein Vater besuchte ihn ein Mal, seine Mutter gar nicht (John war vollkommen, und wenn es etwas gab, was dem widersprach, dann wollte sie nichts damit zu tun haben). Ich weiß nicht, was er seinen Mitbewohnern und Vorgesetzten erzählt hat – jedenfalls nicht, dass er in der Psychiatrie gewesen war. Damals wusste ich oft nicht, was ihn mehr quälte: diese Düs-

terkeit oder die Scham und Frustration, die sie begleiteten. Über die Einzelheiten wollte er mit mir nicht sprechen.

Ich beschloss, meinen Eltern nichts davon zu erzählen. Und ganz gewiss nicht meinen Freundinnen, denn die würden sich nur Sorgen machen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute ich mich meiner Schwester Penny an. Auf eine seltsame Weise fühlte ich mich John jetzt näher. Ich war die Einzige, die ihn regelmäßig besuchte, und wenn es auch belastend war, Entscheidungen in Hinblick auf unsere Hochzeit zu treffen, während er kaum die Energie zum Zeitunglesen hatte – die Frage blieb, in welcher Verfassung er bis dahin wohl sein würde –, so hatten unsere Spaziergänge im Park, vielleicht gerade weil John nicht wie sonst in einem fort redete, etwas an sich, das meiner Liebe zu ihm eine gewisse Schwere verlieh. Ich hatte mich immer gefragt, ob das Geheimnis, das die Anfänge einer Liebesbeziehung so faszinierend macht, unbedingt verschwinden muss oder ob es, mit der richtigen Person, für immer bestehen bleiben könnte. Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass ich die Antwort auf diese Weise bekommen würde, so eng verbunden mit Bangen und Wut, weil er einfach verschwunden war und mir nur einen Schatten seiner selbst gelassen hatte. Da war es also, das Geheimnis, und es war tiefer, als ich gedacht hatte. Alles Leben, aller Schwung konnten verschwinden wie ein Hochdruckgebiet und verschwunden bleiben, um dann, nach etwa sechs Wochen, zurückzukehren in vollkommener Selbstvergessenheit. Er schien jedenfalls nichts dabei zu finden, mich unbekümmert untergehakt in einen Autosalon zu führen, um sich den neuesten MG anzusehen, und mich anschließend zu einem Mittagessen und einer Flasche Wein einzuladen, als wäre nie etwas gewesen.

In den fünfzehn Jahren unserer Ehe ist er nie mehr in einem Krankenhaus gewesen oder auch nur in einem Zustand, der das nahelegte. Er musste seine Arbeit nie unter-

brechen, er ist nie so tief abgetaucht wie in jenem Herbst. Er hat seine Launen, und manchmal gibt es Wochen, da merke ich, dass seine Energie nachlässt. Ich werde mich wohl nie ganz von der Furcht frei machen können, die ich dann spüre: dass es wieder schlimmer wird. Aber sie ist ein Teil dessen, was das Geheimnis zwischen uns am Leben erhält. Man könnte das pervers finden. Dass man der Furcht diese Rolle überträgt. Doch sie ist ja mehr als nur Furcht. Es ist schwer zu erklären, sie ist auch eine Art Zärtlichkeit. Nur ich weiß so genau, dass er jemanden braucht, der auf ihn aufpasst. In den schlimmsten Augenblicken, abends, wenn die Kinder müde sind und das Haus ein einziges Durcheinander ist und ich schon am Gartentor an seinem Gang erkenne, dass er auf dem Tiefpunkt ist, kommt es mir manchmal vor, als hätte ich ein viertes Kind, und dann würde ich am liebsten einfach fortgehen und einen Monat lang nicht wiederkommen. Doch meist ist es anders. Ich weiß vielleicht nicht, was er denkt, aber er bemüht sich um mich. Und im selben Augenblick erfüllt mich wieder die Aufregung, die ich am Anfang empfunden habe. Ich glaube nicht, dass das möglich wäre, wenn ich ihn durch und durch verstehen würde.

Siebzehn Jahre zusammen. Drei Kinder.

Da sind wir also, wir fünf, und gleiten in diesem Straßenschiff auf der Route 1 dahin. Die Kinder auf dem Rücksitz werden schon wieder zappelig. Michael ergänzt mit lauter Stimme seine Liste der hundert Namen für Kelsey, die alle mit «-ator» enden - Pissator, Nebulator, Furzator -, und Kelsey, die nur auf den Tonfall seiner Stimme reagiert, antwortet aus dem Kofferraum mit einem Jaulen, woraufhin Celia über die Lehne nach hinten klettert, um sie vor Michaels Spott in Schutz zu nehmen, während Alec, der im Stehen um den Fahrersitz herum greift, um mit Johns Doppelkinn zu spielen, wissen will, wann wir endlich da sind - die ungeduldigen Kinder ihres Vaters.

Ich bin die Einzige, die nicht immerzu Antworten braucht. John formuliert seine Fragen vielleicht nicht, aber sie sind in ihm, ein Teil seines Lebens. Und die Kinder wollen immer alles wissen: Was gibt's zum Frühstück, zum Mittagessen, zum Abendessen? Wo ist Kelsey? Wo ist Dad? Warum müssen wir reinkommen? Warum müssen wir ins Bett? An manchen Tagen sind all meine Sätze Antworten oder Gründe dafür, warum ich nicht antworten kann, oder Anweisungen anstelle der Antworten, die sie hören wollen.

Die Fragen werden hier oben nicht aufhören, aber wenn wir erst einmal auf der Insel sind und die drei den größten Teil des Tages auf den Felsen spielen, mit ihrem Vater im Boot herumfahren oder mit Kochtöpfen zwischen den Gezeitentümpeln und der Veranda hin- und herlaufen, werden Sonne und Salzwasser die Kanten ihrer Energie abschleifen, und hin und wieder werde ich so viel Zeit für mich selbst haben, dass ich sie, wenn sie ins Haus zurückkehren oder ich sie bei ihren Spielen belausche, für einen Augenblick tatsächlich *sehe*. Was ich normalerweise nicht tue. Ich nehme sie nicht in erster Linie mit den Augen wahr. Sie sind Berührung und Geräusch. Ich kann mir Fotos von ihnen ansehen, die erst ein paar Jahre alt sind, und erkenne sie kaum wieder. Doch der Tag beginnt und endet mit ihren Stimmen und Körpern. Mit John ist es anders. Parallelwelten. Anscheinend ist das sogar wissenschaftlich bestätigt. Ich habe es erst nach Michaels Geburt bemerkt. Dabei ist es offensichtlich. Neulich habe ich einen Roman gelesen, und eine der Figuren sagte: «Wir leben unter Toten, bis wir selbst Tote sind» - schicksalhaft und düster, und ich dachte: Kann schon sein, aber wer hat bei so viel ineinander verknäultem Leben schon Zeit für die Toten?

Am Nachmittag kommen wir an der kleinen blauen Holzhütte in Port Clyde an und fahren zum Laden, um Propangas und Lebensmittel zu kaufen. John will, dass wir morgen wieder früh aufstehen, damit wir so bald wie möglich

auf die Insel kommen. Er würde am liebsten sofort fahren, aber bis wir alles ins Haus geschafft und die Lebensmittel verstaut hätten, wäre es so dunkel, dass wir zum Bettenmachen die Öllampen anzünden müssten. Außerdem gefällt den Kindern die Hütte auf dem Festland auch; sie spielen auf den Granitfelsen, die aus der zum Meer geneigten Wiese aufragen, und rennen auf der Aluminiumbrücke hin und her, die über den Gezeitenschlick zum Anleger führt. Ich bereite das Abendessen und sehe ihnen zu.

Wie nebenbei nehmen sie die neue Welt in sich auf, die salzige Luft, das klare Licht, das es bei uns, weiter südlich, erst im Herbst gibt, die bunt bemalten Boote der Hummerfischer, verdoppelt durch den gekräuselten Spiegel der Bucht. Nichts davon lässt sie innehalten, für sie ist immer das am wichtigsten, was gerade zur Hand ist: die Kette, die Michael quer über die Brücke spannt, um den anderen den Weg zum Anleger zu versperren, die Büsche, hinter denen sie sich verstecken, das hohe Gras, durch das sie sich kämpfen müssen, was auch bedeutet, dass Michael und Alec bald keuchen werden.

Nach dem Abendessen dürfen Michael und Celia noch eine Stunde aufbleiben und lesen. Obwohl Alec zu Hause ein eigenes Zimmer hat, ist er nicht gern mit der Vorstellung allein, dass die anderen beiden sich noch immer irgendwo im Haus gegen ihn verschwören. Heute Abend aber ist es in Ordnung, denn sein Vater erzählt ihm eine Geschichte. John liest ihnen nie vor, er erfindet seine Geschichten. Nach einem langen Tag fehlen mir dafür sowohl die Energie als auch seine Phantasie. Aus einem Taschentuch macht er ein Gespenst, aus einem Holzklötzchen einen König, und Alec wird bald ganz still sein, fast wie in Trance, und zwar wegen der Geschichte, aber auch weil sein Vater ihm, ihm ganz allein, Aufmerksamkeit zuteilwerden lässt wie einen himmlischen Hauch. Und wenn John sich hinunterbeugt, um ihm einen Gutenachtkuss zu geben, betastet Alec noch einmal

sein Doppelkinn, das warm ist und rund und ein bisschen kratzig, und ist erfüllt von einer Zufriedenheit, die ich ihm nicht geben kann, weil ich nie die Ausnahme bin.

Während John den Abwasch macht, vertiefe ich mich für zwanzig Minuten in Ford Madox Fords *Die allertraurigste Geschichte* und überwinde mit etwas Mühe meinen anfänglichen Ärger über all den Klassen-Unsinn und dass niemand je irgendetwas Bedeutsames sagt, weil es als ungehörig gilt, sich klar auszudrücken. Wie auch bei Henry James oder Edith Wharton. Wie in all den Romanen, bei denen man die Protagonisten anschreien will, sich doch endlich mal ein Herz zu fassen, es auszusprechen und uns hundert Seiten voller Ausflüchte zu ersparen. Aber meine Irritation löst sich auf, ich lasse mich von der Geschichte der Ashburnhams in Nauheim einfangen und frage mich gerade, wie man es fertigbringt, sein ganzes Leben um eine obsessive Liebe herum zu arrangieren, als John, das Geschirrtuch noch über der Schulter, hereinkommt und in dem Durchgang nach der Zeitung sucht, die er in einer der Einkaufsstützen vermutet. Nicht einmal unter Folter würde ihm einfallen, wo er sie verstaut hat. Ich greife in das Seitenfach seiner Aktentasche und reiche sie ihm.

«Hast du Bill angerufen?»

«Ja, es ist alles geregelt», sagt er, überfliegt bereits die Schlagzeilen und lässt sich in den Sessel auf der anderen Seite der Stehlampe sinken.

Ich bin auf angenehme Weise müde genug, um darauf zu vertrauen, dass er bei seinem Gespräch mit Bill Mitchell die Daten nicht verwechselt hat. Warum man das alles nicht schon vor einem Monat hat regeln können, verstehe ich nicht. Ich muss einfach darauf vertrauen, dass wir die vollen zwei Wochen haben (einmal kamen sie einen Tag früher, und wir mussten in ein Motel umziehen). Johns Zerstreutheit ist chronisch und äußerst ärgerlich. Ich dagegen weiß die Kalenderdaten von allem und jedem. Es ist geradezu

peinlich, wie viel ich noch immer im Kopf habe: unseren ersten Besuch bei Johns Eltern (5. April 1963), den Tag, an dem er den Morris Minor gekauft hat (10. März 1964), und so weiter, und so weiter. An den Jahrestagen erinnere ich mich, ohne weitere Erwähnung, denn wenn es sich nicht um ein Geburts-, Todes- oder Hochzeitsdatum handelt, ernte ich seltsame Blicke: Wie kommt's, dass du dir solche Kleinigkeiten merkst? Was soll daran so wichtig sein? (Ich erzähle es stattdessen den Kindern; sie haben zwar keine Ahnung, wovon ich rede, und hören nur mit halbem Ohr zu, nicken aber trotzdem, bevor sie die nächste Frage stellen.) Vorigen Monat zum Beispiel war es genau sechzehn Jahre her, dass John unangemeldet vor meiner Tür stand, den Wagen vollgepackt mit Lebensmitteln und Wein, um mit mir hinauf in die schottischen Highlands zu fahren, zum Haus eines Freundes, das der ihm für das Wochenende überlassen hatte.

Die Häuser von Johns Freunden. Dort verbringen wir all unsere Urlaube.

Oben ist Celia mit dem Buch auf der Brust eingeschlafen. Als ich es ihr aus den Händen nehme, dreht sie sich um, ohne die Augen noch zu öffnen. Michael sitzt, an das Kopfende gelehnt, im Bett und liest einen Roman; unter der Decke wippen seine Füße. Er braucht ewig, um zur Ruhe zu kommen. Alec und Celia haben simplere Batterien, die irgendwann einfach leer sind und aufgeben. Für Michael aber bleibt dies ein neues Zimmer und ein neues Bett, auch wenn er drei Sommer hintereinander hier gewesen ist, die lange Fahrt und das Herumrennen draußen reichen nicht aus, um seine Energien zu erschöpfen. Nach ein paar Tagen auf der Insel wird die Anspannung ein bisschen nachlassen, bis er einen Rhythmus findet, der dem der anderen etwas näher ist, aber sie wird nie ganz vergehen. Er hat mich reinkommen sehen, liest aber weiter und beißt dabei sanft auf die Innenseite seiner Wangen. Ich streiche über sein dich-

tes schwarzes Haar, das geschnitten werden müsste – es hängt ihm bis über die Augen und Ohren –, und suche nach Zecken. Er dreht den Kopf weg.

«Das hast du schon.»

Alec ist so leicht zu berühren. Dass er nicht berührt werden will, kommt einfach nicht vor. Celia ist jetzt zehn und merkt langsam, dass sie in einem Körper lebt, darum werden Berührungen komplizierter: Sie klammert sich nicht mehr an mein Bein, dafür gibt es jetzt mehr Widerspenstigkeit und lange Blicke. Aber mit Michael war es von Anfang an schwierig. Babys sind gebeugte kleine Wesen, aber später, im Kinderbett oder auf dem Boden, strecken sie sich. Michael nicht. Wie ein winziger, alter Mann zog er die Schultern nach vorn und krümmte sich zusammen. Er schlief gut, aber wenn er weinte, half es nur selten, ihn auf den Arm zu nehmen. Ich verstand das nicht. Das sollte eine Mutter doch tun: das weinende Kind in ihren Armen wiegen. Ich dachte, es liege vielleicht an meiner mangelnden Erfahrung, aber dann kamen Celia und Alec, und wenn sie weinten und ich sie hochnahm, war es, als hätte ich einen Schalter umgelegt: Sie hörten sofort auf. Da erkannte ich den Unterschied. Celias und Alecs Beschwerden waren fließend und kreatürlich, sie gingen durch sie hindurch und waren schnell verschwunden. Aber bei Michael war es immer, als hielte man eine kleine Person, die wusste, dass das Stillen ein Ende haben würde, dass sie nur hochgehoben worden war, um wieder abgelegt zu werden, dass der Trost kam, aber auch wieder verschwinden würde. Ich hatte die Anspannung, das Unbehagen des Vorauswissens in seinen fuchtelnden Armen und strampelnden Beinen gespürt, noch ohne zu verstehen. Empfund ich mehr Scheu, wenn ich ihn berührte oder küsste, weil ich merkte, wie wenig ich bewirkte? Ich kann es nicht sagen. Mit Kindern passiert alles jetzt und dann nicht mehr. Es passiert, während man ver-

sucht mitzuhalten, und wenn man eine Haltung dazu gefunden hat, ist es schon vorbei.

«Wir müssen morgen früh raus», sage ich zu ihm. «Du solltest jetzt das Licht ausmachen.»

«Aber ich bin gar nicht müde», sagt er, ohne von seinem Buch aufzusehen.

Ich sitze neben ihm auf dem Bett, den Arm um seine Schultern. Dass ich überhaupt bemerke, in welcher Position sich mein Körper im Verhältnis zu seinem befindet – das macht den Unterschied aus.

«Was liest du da?»

«Thomas Mann. Ein Deutscher. Aber es spielt in Venedig. Warst du da schon mal?»

«Bevor ich deinen Vater geheiratet habe.»

«Hat es dort gestunken?»

«Nicht besonders. Gefällt dir das Buch?»

«Ich hab's gerade erst angefangen. *Der Dichter allerer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten*. Nicht schlecht.»

«Hast du noch andere Bücher dabei?»

«Ich hab noch das über Maschinencodes.» Ein winzig gedruckter Wälzer über Computer oder die Zahlen darin, den er direkt beim Verlag bestellt hat. Ich verstehe absolut nichts davon. Aber in der Schule ist noch ein Junge, der sich für so was interessiert, und weil Michael nicht so leicht Freundschaften schließt wie die anderen beiden, bin ich ganz einverstanden.

«Fünf Minuten noch, okay?»

«Okay, okay», sagt er, blättert um und beachtet mich nicht weiter.

[...]